

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 8

Artikel: Colomba. Teil 9
Autor: Merimée, Prosper
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666722>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

C O L O M B A

«Ein armer Student der Theologie, mein Herr», sagte der Bandit, «den ein widriges Geschick daran hindert, seiner Berufung zu folgen. Wer weiss, ich hätte vielleicht Papst werden können!»

«Und welches Missgeschick hat die Kirche einer solchen Leuchte beraubt?» fragte Orso.

«Ein Nichts, eine Rechnung, die richtigzustellen war, wie mein Freund Branolaccio sich auszudrücken beliebt. Eine Schwester von mir hat Dummheiten gemacht, während ich in Pisa dicke Folianten wälzte. Um sie zu verheiraten, musste ich nach Hause zurückkehren. Aber der Bräutigam, der es so eilig gehabt hatte, starb am Fieber, drei Tage vor meiner Ankunft. Ich halte mich also, wie Sie es auch getan hätten, an den Bruder des Dahingegangenen und erfahre, dass er bereits verheiratet ist. Was blieb mir zu tun?»

«Ein schwieriger Fall, in der Tat. Und was haben Sie getan?»

«Das ist einer der Fälle, wo man nach dem Feuerstein zu greifen hat.»

«Das heisst, Sie haben ...»

«Ich habe ihm eine Kugel durch den Kopf geschickt», gab der Bandit kaltblütig zur Antwort.

Orso machte eine Gebärde des Entsetzens, doch hielt ihn eine gewisse Neugier und vielleicht auch der Wunsch, sein Nachhausekommen noch zu verzögern, an dem Platze fest und liess ihn seine Unterhaltung mit den beiden Männern fortsetzen, von denen jeder mindestens einen Mord auf dem Gewissen hatte.

Während sein Kamerad noch sprach, legte Brandolaccio Brot und Fleisch vor ihn hin. Er bediente sich selbst und gab einen Teil seinem Hund ab, den er Orso unter dem Namen Brusco und mit dem wunderbaren Instinkt begabt vorstellte, einen Voltigeur unter jeder beliebigen Verkleidung sofort zu erkennen. Zuletzt schnitt er ein Stück rohen Schinken und Brot ab, das er seiner Nichte reichte.

«Ein herrliches Leben, das Räuberleben!» sagte der Theologe, nachdem er einige Bissen verzehrt

hatte, «auch Sie werden es wohl eines Tages geniessen, Herr della Rebbia, und Sie werden sehen, wie wunderbar es ist, keinem andern Herrn als seiner eigenen Laune hörig zu sein.»

Bis dahin hatte sich der Bandit der italienischen Sprache bedient, nun fuhr er auf französisch fort:

«Für einen jungen Herrn ist Korsika kein sehr vergnügliches Land, aber für einen Banditen, was für ein Unterschied! Die Weiber sind geradezu verrückt nach uns. So wie Sie mich da sehen, habe ich drei Freundinnen in drei verschiedenen Dörfern, denn ich bin überall zu Hause, und eine ist darunter, die die Frau eines Gendarmen ist.»

«Sie sprechen mehrere Sprachen, mein Herr», bemerkte Orso.

«Wenn ich französisch spreche, so geschieht es wegen der Kleinen da. Brandolaccio und auch ich, wir wünschen, dass sie brav bleibt und keine Geschichten macht.»

«Wenn sie fünfzehn Jahre wird», sagte der Onkel Chilas, «werde ich sie gut verheiraten. Ich habe auch schon eine Partie für sie im Auge.»

«Wirst du den Brautwerber machen?» fragte Orso.

«Natürlich. Oder glauben Sie, wenn ich zu irgendeinem prallen Geldsack in unserem Land sage: Ich, Brando Savelli, hätte nichts dagegen, wenn Ihr Sohn meine Nichte Michelina Savelli zur Frau nähme, glauben Sie, dass er es wagen würde, Einwendungen zu machen?»

«Das würde ich ihm nicht raten», warf der andere Bandit ein, «mein Kamerad hat eine wuchtige Hand.»

«Wäre ich ein Schurke», fuhr Brandolaccio fort, «eine Canaille, ein Kujon, so brauchte ich nur meinen Bettelsack aufzumachen und die Goldfuchse würden nur so hineinlaufen wie Regentropfen in eine Tonne.»

«Du hast also in deinem Sack etwas», sagte Orso, «das sie hineinzieht?»

«Nichts dergleichen. Aber wenn ich so einem Dickwanst schriebe, wie es einige gibt, die das

schon getan haben: ‚Mein Herr, ich brauche hundert Franken!‘, dann würde er sich beeilen, mir das Geld zu schicken. Aber schliesslich bin ich ein Mann von Ehre, Herr Leutnant.»

«Wissen Sie, Herr della Rebbia», sagte der Bandit, den sein Kamerad den Pfarrer nannte, «wissen Sie, dass es in diesem Land der reinen Sitten dennoch elende Kreaturen gibt, die den Respekt, den wir durch unsere Pässe — er wies auf die Gewehre — geniessen, dazu benützen, um Wechsel auszuschreiben, indem sie unsere Unterschrift nachmachen?»

«Ich weiss», erwiderte Orso ziemlich schroff, «aber was für Wechsel?»

«Es ist jetzt sechs Monate her», fuhr der Bandit fort, «da wandelte ich friedlich in der Gegend von Orezza herum, tritt da nicht ein Bauer auf mich zu, zieht seine Mütze und sagte: ‚Ach, Herr Pfarrer‘ — sie nennen mich immer so — ‚wollen Sie mir gütigst einen Augenblick Gehör schenken. Ich habe nur fünfundzwanzig Franken zusammenbringen können. Das ist alles, was ich habe.‘ Ich, höchst erstaunt: ‚Was soll das heissen, du Lümmel? Fünfundzwanzig Franken?‘ fragte ich ihn. ‚Will sagen fünfundsechzig‘, beeilte er sich zu antworten. ‚Aber hundert, das ist ganz unmöglich.‘ ‚Was, du Narr‘, sage ich, ‚ich soll von dir hundert Franken verlangt haben? Ich kenne dich doch gar nicht.‘ Da zeigt er mir einen Brief oder vielmehr einen dreckigen Zettel, durch den er aufgefordert wird, an einem bestimmten Ort hundert Franken zu hinterlegen, wenn er nicht wolle, dass sein Haus von Giocanto Castriconi — dies ist mein Name — in Brand gesteckt und seine Kühe abgestochen werden. Denken Sie sich, man hatte die Frechheit gehabt, meine Unterschrift zu fälschen. Aber was mich dabei am meisten wurmte, war die Tatsache, dass der Brief ganz unorthographisch und im Dialekt geschrieben war. Ich und orthographische Fehler machen! Ich, der ich an der Universität alle Auszeichnungen bekommen habe! Ich gebe also zunächst dem Lümmel eine Ohrfeige, dass er sich rund um sich selbst dreht. ‚Was, du hältst mich für einen Dieb, du Spitzbube!‘ rufe ich und versetze ihm einen Fusstritt, Sie wissen schon, wohin. Dadurch etwas erleichtert, fragte ich ihn: ‚Wann sollst du das Geld an den bezeichneten Ort bringen?‘ ‚Heute noch.‘ ‚Gut, trag es hin!‘ Der Platz war am Fusse einer Fichte und genau angegeben. Er trägt das Geld hin, gräbt es ein und kommt wieder zu mir zurück. Ich hatte mich in der Nähe auf die Lauer gelegt

und wartete mit dem Männlein an die sechs Stunden. Es war zum Sterben langweilig, aber ich hätte auch drei Tage lang gewartet, wenn es nötig gewesen wäre. Endlich erscheint ein Kerl aus Bastia, ein infamer Wucherer. Er bückt sich, um das Geld an sich zu nehmen, ich gebe Feuer und treffe so gut, dass sein Kopf genau auf die Silberlinge zu liegen kommt, die er soeben ausgegraben hatte. ‚So, du Spitzbube‘, sage ich zu dem Bauern, ‚nimm dein Geld zurück. Aber dass du es dir ja nicht mehr einfallen lässt, Giocanto Castriconi einer Niedertracht zu verdächtigen!‘ Der arme Kerl klaubt, am ganzen Leibe zitternd, seine fünfundsechzig Franken wieder zusammen und wischt sie nicht einmal ab. Er bedankt sich, ich verabreiche ihm zum Abschied noch einen Fusstritt, und er rennt davon, was das Zeug hält.»

«Ha, Pfarrer», fiel Brandolaccio ein, «um diesen Schuss beneide ich dich. Du wirst schön gelacht haben.»

«Ich hatte den Bastianer in die Schläfe getroffen», fuhr der Bandit in seiner Erzählung fort, «und das erinnert mich an die Verse Virgils:

... Liquefacto tempora plumbo

Diffidit, ac multa porrectum extendit arena.

Liquefacto! Halten Sie es für möglich, Herr Orso, dass eine Bleikugel infolge der Geschwindigkeit ihres Fluges schmilzt? Sie haben Ballistik studiert und müssen mir also wohl sagen können, ob dies richtig oder falsch ist.»

Orso zog es vor, diese physikalische Frage zu erörtern, statt sich mit dem Theologen über die moralische Seite seiner Handlungsweise in eine Diskussion einzulassen. Bandolaccio, der an dieser wissenschaftlichen Unterhaltung wenig Gefallen fand, unterbrach sie, indem er darauf aufmerksam machte, dass die Sonne im Untergehen sei.

«Da Sie nicht mit uns speisen wollen, Ors' Anton», sagte er, «rate ich Ihnen, Fräulein Colomba nicht länger warten zu lassen. Und dann ist es auch nicht ganz geheuer, nach Sonnenuntergang feldein zu gehen. Warum haben Sie überhaupt Ihre Flinte zu Hause gelassen? Es sind böse Menschen um die Wege. Nehmen Sie sich in acht! Heute haben Sie allerdings nichts zu fürchten. Die Barricini bringen den Präfekten mit. Er will einen Tag in Pietranera bleiben, ehe er nach Corte geht, um eine Grundsteinlegung vorzunehmen, wie man das nennt. So ein Blödsinn! Er übernachtet bei den Barricinis. Aber morgen haben sie Bewegungsfreiheit. Der Vincentello ist ein übler Bursche und Orlanduccio nicht viel besser. Versuchen

Sie jeden einzeln zu erwischen, heute den, morgen jenen. Aber nehmen Sie sich in acht, ich sage es Ihnen noch einmal.»

«Danke für den Rat», sagte Orso, «aber ich habe mit denen nichts zu schaffen. Solange sie nicht zu mir kommen, habe ich mit ihnen auch nichts auszumachen.»

Der Bandit schnalzte mit der Zunge, aber er erwiderte nichts. Orso stand auf, um zu gehen.

«Uebrigens», sagte Brandolaccio, «habe ich Ihnen noch gar nicht für das Pulver gedankt. Es ist mir sehr gelegen gekommen. Jetzt bin ich mit allem versorgt, was ich brauche... das heisst, Schuhe gehen mir noch ab, aber ich werde mir dieser Tage ein Paar aus Schafleder machen.»

Orso liess zwei Fünffrankenstücke in die Hand des Banditen gleiten.

«Colomba hat dir Pulver geschickt, und hier hast noch etwas, um dir Schuhe zu kaufen.»

«Machen Sie keinen Unsinn!» rief Brandolaccio und gab ihm die Geldstücke zurück. «Halten Sie mich denn für einen Bettler? Brot und Pulver nehme ich, aber sonst nichts.»

«Ich hatte gedacht, alte Kriegskameraden dürften einander schon unter die Arme greifen. Also denn, adieu.»

Aber ehe er ging, steckte er unbemerkt das Geld in die Tasche des Banditen.

«Adieu, Ors' Anton'», rief der Theologe, «vielleicht treffen wir uns dieser Tage im Maquis und können dann unsere Studien über Virgil fortsetzen.»

Orso hatte seine liebenswerten Landsleute schon vor einer Viertelstunde verlassen, als er einen Mann eiligst hinter sich herlaufen sah. Es war Brandolaccio.

«Das ist aber ein starkes Stück, Herr Leutnant», rief er atemlos, «da hört denn doch verschiedenes auf! Hier haben Sie Ihre zehn Franken. Einem anderen als Ihnen hätte ich diesen verdammten Streich nicht so durchgehen lassen. Grüssen Sie Fräulein Colomba von mir. Ganz ausser Atem haben Sie mich gebracht. Guten Abend!»

VII.

Orso fand Colomba in einiger Unruhe über sein langes Ausbleiben, doch als sie ihn wiedersah, nahm ihr Gesicht den gewohnten Ausdruck von Ernst und Trauer an. Während des Abendessens sprachen sie nur von nebensächlichen Dingen, und Orso, durch ihre ruhige Miene ermutigt, erzählte

ihr von seinem Zusammentreffen mit den Banditen. Er wagte sogar einige scherzhafte Bemerkungen über die sittliche und religiöse Erziehung der kleinen Chilina, die dieser durch die Belehrenungen ihres Onkels und seines ehrenwerten Kameraden — des edlen Herrn Castriconi — zuteil wurde.

«Brandolaccio ist in der Tat ein ehrenwerter Mann», sagte Colomba, «aber was Castriconi angeht, so habe ich mir sagen lassen, dass er ein Mensch ohne Grundsätze ist.»

«Ich glaube», sagte Orso, «dass sie einander nichts nachgeben. Beide haben der Ordnung den Krieg erklärt. Jede Untat zwingt sie zu einer neuen, und doch sind sie vielleicht nicht so schuldig wie manche Leute, die nicht im Maquis wohnen.»

Bei diesen Worten ging ein freudiges Aufleuchten über das Gesicht seiner Schwester.

«Ja», fuhr Orso fort, «diese Unglücklichen haben ihre eigenen Ehrbegriffe, und es waren nicht niedrige Leidenschaften, sondern nur ein grausames Vorurteil, das sie in das Leben, das sie jetzt führen müssen, geworfen hat.»

Eine Weile herrschte Schweigen.

«Mein Bruder», sagte Colomba dann, während sie ihm Kaffee einschenkte, «du weisst vielleicht, dass Carlo Battista Pietri in der vergangenen Nacht gestorben ist. Es war das Sumpffieber, das ihn hinweggerafft hat.»

«Wer ist dieser Pietri?»

«Ein Bauer aus diesem Dorf. Es war der Mann der Maddalena, der seinerzeit unser Vater seine Brieftasche übergeben hat. Die Witwe ist nun hier gewesen und hat mich gebeten, zur Totenwache zu kommen und an der Bahre zu singen. Es schickt sich, dass auch du mitkommst. Es sind unsere Nachbarn, und der Anstand erfordert es, dass man sich dieser Pflicht nicht entzieht.»

«Zum Kuckuck mit der Totenwache, Colomba! Ich sehe es gar nicht gern, wenn meine Schwester sich so in aller Oeffentlichkeit produziert.»

«Orso», entgegnete Colomba, «jeder ehrt seine Toten auf seine Weise. Die Ballata ist uns von unseren Vorfahren überliefert und wir müssen sie als altherwürdigen Brauch beibehalten. Maddalena selbst hat nicht die Gabe und die alte Fiorispina, die beste Stegreifsängerin des Landes, ist zurzeit krank. Irgend jemand muss ja schliesslich da sein, um die Ballata zu singen.»

«Glaubst du, dass Carlo Battista nicht seinen Weg in die andere Welt findet, wenn man an sei-

ner Bahre nicht schlechte Verse singt? Gehe meinetwegen zur Totenwache, wenn du willst, Colomba. Ich werde dich auch begleiten, wenn du Wert darauf legst, aber lass das Improvisieren sein. Das passt nicht für dein Alter und ... ich bitte dich darum, liebe Schwester.»

«Mein Bruder, ich habe es versprochen. Es ist hier so Brauch und ausser mir ist niemand da, der improvisieren kann.»

«Eine alberne Sitte.»

«Ich selbst leide sehr, wenn ich singen muss. Es erinnert mich an unser ganzes Unglück. Morgen werde ich mich sicher ganz elend fühlen, aber es muss sein. Bitte, erlaube es mir, mein Bruder. Denke daran, dass du selbst mich in Ajaccio aufgefordert hast, zu improvisieren, nur um diesem englischen Fräulein, die sich wahrscheinlich über unsere alten Bräuche lustig macht, zu Gefallen zu sein. Aber heute soll ich nicht singen für jene armen Leute, die mir dafür dankbar sein werden und denen es hilft, ihr schweres Leid zu ertragen?»

«Meinetwegen tu, was du willst. Ich wette, dass du deine Ballata schon im Kopf hast und es dir nicht versagen willst, sie an den Mann zu bringen.»

«Oh, mein Bruder, ich kann mir so etwas nie im voraus ausdenken. Ich stelle mich vor den Toten hin und denke an die, die zurückbleiben. Tränen kommen mir in die Augen, und dann singe ich einfach, was mir so in den Sinn kommt.»

Dies alles wurde mit solcher schlichten Bescheidenheit vorgebracht, dass von einer Eitelkeit Colombas auf ihre dichterischen Fähigkeiten keine Rede sein konnte. Orso liess sich umstimmen und begab sich mit seiner Schwester in das Haus Pietris. Der Tote lag mit unverhülltem Angesicht in dem grössten Raum des Hauses auf einem Tisch aufgebahrt. Türen und Fenster standen offen und neben der Bahre brannten einige Kerzen. Zu Häupten des Toten stand die Witwe und hinter ihr nahm eine ganze Menge von Frauen die Breite des Zimmers ein. An der anderen Seite standen mit entblösstem Haupt die Männer, die Augen unverwandt auf den Toten gerichtet, in tiefem Schweigen. Jeder neu eintretende Besucher näherte sich dem Tisch, küsste den Toten, nickte der Witwe und dem Sohn zu und nahm, ohne ein Wort zu sprechen, einen Platz in dem stummen Kreise ein.

Von Zeit zu Zeit brach aber doch einer der Anwesenden das Schweigen, indem er klagende

Worte an den Toten richtete: «Warum hast du dein braves Weib verlassen?» fragte eine Gevatterin. «Hat sie nicht treu für dich gesorgt? Was fehlte dir? Konntest du nicht noch ein wenig warten? Deine Schwiegertochter hätte dir einen Enkel geschenkt.»

Ein grosser, junger Mensch, der Sohn Pietris, ergriff die erkaltete Hand seines Vaters und rief aus: «Warum bist du nicht den bösen Tod gestorben? Wir hätten dich gerächt!»

Das waren die ersten Worte, die Orso hörte, als er eintrat. Bei seinem Anblick öffnete sich der Kreis und ein leises Gemurmel verriet die erregte Erwartung, die das Eintreten der Voceratrice hervorrief.

Colomba umarmte die Witwe und verharrete dann einige Minuten mit gesenktem Blick, um sich zu sammeln. Dann warf sie ihren Mezzaro zurück, sah den Toten starr an und begann, über den Leichnam gebeugt und fast ebenso bleich wie dieser, zu singen:

«Carlo Battista, dem Herrn des Heils sei deine Seele empfohlen — Leben ist Leiden. — Nun gehst du dahin in ein Land, wo die Sonne nicht scheint, wo die Stürme nicht toben. — Hacke und Spaten liessest du fallen — nicht Arbeit und Plage mehr kennt deine Hand — zum Feiertag wird nun ein jeglicher Tag. — Christus sei deiner Seele gnädig, oh, Carlo Battista — Dein Sohn walte wacker des Hauses und Feldes — Stürzen einst sah ich den mächtigen Eichbaum — verdorrt vom sengenden Hauch des Libeccio — Ich hielt ihn für tot. — Doch kam ich wieder vorbei eines Tages, da hatte er neue Sprossen getrieben — Der Spross ward zum Baum — und reckte weithin die schattende Krone. — Du aber, Maddalena, ruh aus in dem Schatten — und gedenke der Eiche, die nicht mehr ist.»

An dieser Stelle fand Colomba an heftig zu schluchzen, und zwei oder drei Männer, die gegebenenfalls mit der gleichen Kaltblütigkeit auf einen Menschen wie auf ein Rebhuhn geschossen hätten, wischten sich dicke Tränen von den verwitterten Wangen.

Colomba fuhr noch eine Weile in demselben Ton fort, wobei sie sich abwechselnd an den Toten und die Hinterbliebenen wandte, zuweilen auch, wie es bei der Ballata üblich ist, dem Toten selbst die Rede in den Mund legte, um seinen Freunden Trost und Rat zu geben.

(Fortsetzung folgt)